

# Beilage zu Nr. 189 des Grenzboten.

Neuenbürg, Donnerstag den 2. Dezember 1897.

## Unterhaltender Teil.

### Eine schaudervolle Nachtfahrt.

Aus dem Englischen von C. Wilmar.

(Nachdruck verboten.)

KO. Im vorigen Herbst erhielt ich eine Einladung zu meinem Großvater nach Dublin. Meine Eltern und ich, ihre einzige zweiundzwanzigjährige Tochter, leben auf einem großen Landgut in der Nähe von London. Mutter sah mich ungern reisen. Ich glaube, daß die den Frauen eigene Divinationsgabe sich bei unseren Müttern in verstärktem Maße ausgeprägt findet, und irgend eine dunkle Vorahnung Mutter damals bewog, allerhand Bedenken gegen diese überaus einfache und bequeme Reise zu äußern. — Bedenken, die absolut nicht stichhaltig erschienen, da ich bereits viel gereist und ein durchaus unerschrockenes, beherrschtes Mädchen bin.

„Wenn Du nun schon allein reisen sollst und mußt, Kitty, solltest du lieber den Tageszug benutzen,“ meinte sie besorgt.

„Aber warum denn?“ gab ich zurück.

„Tagesreisen auf bekannten Strecken sind nicht nur langweilig, sondern auch schodde Zeitverschwendung, während man nachts das Angenehme mit dem Notwendigen, Schlaf und Reise sehr gut vereinen kann. Bitte, sag' nichts mehr dagegen, liebe Mutter, sondern laß mich ruhig mit dem Abendzuge fahren und morgen früh mit Großvater frühstücken!“

Zwar machte sie keine weiteren Einwendungen, aber ich hörte sie in einer gewissen Tonart seufzen, die meinen Eigensinn und meine stete Abneigung gegen Veranlassungen härter beurteilte, als ein Meer von Vorwürfen. Dennoch beharrte ich auf meinem Willen.

Meine Sachen wurden gepackt und abends brachte Vater mich nach Station Euston.

„Du solltest lieber in ein Damenloypé gehen, Kitty,“ äußerte mein Vater, als ich im Begriffe war, einzusteigen.

Diese Zumutung entsetzte mich fast.

„Kannst Du mir wirklich etwas so Altjungferliches zumuten?“ rief ich. „Mein Vater, durch weinende Kinder und alte Schwabhasen will ich mir meine Nachtruhe nicht stören lassen. Ich habe mir bereits ein ruhiges Eckchen erkoren, wo ich ungestört zu schlafen hoffe.“

Damit stieg ich in das Koupé, in dem zwei alte Herren sich bequem gemacht hatten. In ihre Reisefedern gewickelt, okkupierten sie die beiden zugfreien Ecken. Ich war unempfindlich gegen Zug und nahm die dritte Ecke in Beschlag. Vater versorgte mich mit einer Anzahl Zeitungen und bald darauf ging der Zug ab.

Ich überflog die Zeitungen, deren Inhalt nichts Interessantes bot. Dann sah ich mir meine Reisegefährten an. Mein Gegenüber war sehr dick und rot und schnarchte bald in Du und bald in Moll. Fast bereute ich, nicht in ein Damenloypé gegangen zu sein, zumal auch mein zweiter Gefährte sich als eine keineswegs angenehme Reisegefellenschaft erwies. Er schien einen rabiaten Schnupfen zu haben, hustete und schnäuzte sich abwechselnd und sah sich fortwährend ängstlich überall um, ob es vielleicht von irgendwo zischen könnte. Sein Fenster sowie das auf seinem Ende befindliche Ventil hatte er fest geschlossen und ließ jetzt kein Auge von dem zweiten, über meinem Kopfe angebrachten Ventil; ich aber war fest entschlossen, dieses nötigenfalls mit meinem Leben zu verteidigen.

Das rhythmische Klackeln der Räder wiegte mich allmählich in Schlaf. Ich erwachte erst, als der Zug in Chester einlief, und fand meine beiden Reisegefährten im Begriff, ihre Decken und Gepäckstücke zusammen zu lesen.

„Falls Sie weiter reisen,“ wandte der Schnarcher sich zu mir, „so haben Sie hier zehn Minuten Aufenthalt und vollauf Zeit, eine Tasse Thee zu trinken.“

Ich dankte ihm und begab mich, seinem Vorschlage folgend in das Wartezimmer, dessen Öffnung von einem durstenden, hungrigen, ungeduldigen Menschenknäuel umlagert war. Ich trank eine Tasse Thee und nahm mit ein großes Stück Kuchen ins Koupé mit. Dort hin zurückgekehrt, gewahrte ich in der Ecke, die der Passende zuvor inne gehabt, einen Haufen Decken und einen großen schwarzen Koffer.

Im selben Moment kam der Schaffner, dessen Fürsorge Vater mich nachdrücklich empfohlen, um sich nach meinen etwaigen Wünschen zu erkundigen, und bemerkte, daß der Expresszug jetzt vor Holyhead nicht mehr halten würde.

„Vielleicht wäre es Ihnen lieb, wenn ich die Wagentür schließe, damit niemand mehr hier hinein kann,“ meinte er. „Der Zug ist heute Nacht nicht sehr besetzt, und es ließe sich daher leicht machen.“

Ich deutete lächelnd auf die Baggage in der anderen Ecke. „Es dürfte zu spät sein.“

„Thut nichts; falls Sie wünschen, bringe ich das Gepäck dort in einen anderen Wagen.“

„Nein, nein, danke,“ entgegnete ich. „Ich habe keine Scheu vor Reisegesellschaft.“

Im selben Augenblick erschien der Bestzer der Gepäckstücke, ein großer, in einen weiten Mantel gehüllter Herr, dessen Mund und Rinn durch einen breiten Shawl verhüllt war. Der Schaffner musterte ihn, wie mir schien, mit mißtrauischen Blicken. Das belustigte mich, denn ich zähle keineswegs zu der albernsten Mädchensorte, die in jedem Manne, der ihren Weg kreuzt, einen Bewunderer oder Insultanten wittert. Ich machte dem Fremden daher ruhig Platz, damit er zu seinem Sitz gelangen konnte und dankte dem Schaffner lächelnd für seine Fürsorge.

Gleich darauf fuhr der Zug weiter. Der Herr in der Ecke wickelte sich aus seinem Shawl heraus, faltete diesen zusammen und legte ihn in seinen Koffer. Als er sich dann auch seines Mantels entledigt hatte, entpuppte er sich als ein gut aussehender junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren mit rabenschwarzem, schön geschwungenem Schnurrbart, kurzem, spanischen Spitzbart und schwarzen, durchdringenden Augen, die mich unausgesetzt fixierten und mir ein steigendes Unbehagen erregten.

„Was fällt Dir ein, Kitty, fängst Du etwa an, nervös zu werden?“ raisonnierte ich innerlich. „Warum soll er Dich nicht ansehen, wenn's ihm gefällt? Sieht doch die Kuh' den Kaiser an! Nimm also an, der Mann dort sei eine wohl-erzogene Kage und Du der Kaiser. Mag die Kage doch gucken, so lange es ihr gefällt, den Kaiser soll das nicht stören!“

Da ich indes fühlte, daß ich unter dem Blick jener forschenden, dunklen Augen unumgänglich schlafen könne, nahm ich einen Roman und eine kleine Leselampe aus meinem Handkoffer, befestigte letztere an der Fensterleiste, zündete sie an und vertiefte mich in meine Lektüre.

„Gestatten Sie, daß ich das Fenster öffne?“ klang es plötzlich aus der anderen Ecke.

„Bitte, versehte ich mit einer leichten referenzierten Verneigung, welche der Kage zu verstehen geben sollte, daß sie Distanz zu halten habe, und verlenkte mich von neuem in mein Buch.“

Der Expresszug sauste jetzt mit äußerster Schnelligkeit dahin und die durch das offene Fenster verursachte Zugluft machte sich bald unangenehm bemerkbar.

In der Absicht, den Fremden zu bitten, er möge das Fenster wieder schließen, wandte ich mich um. Doch der Anblick, der sich mir bot, jagte mir einen jähen Schauer durch die Glieder.

Er hatte seinem schwarzen Koffer eine große, blühende Scheere und ein Rasiermesser entnommen, das er soeben stül und behutsam an einem Lederriemen schäufte, welchen er an einem der Fensterknöpfe befestigt hatte.

Dabei begegnete mein Auge dem feinen, welches mich halb lauernd, halb grimmig anstarrte.

Das Unheimliche der Situation bewog mich, mein Buch zu schließen. Mit fest verschlungenen Händen und laut klopfendem Herzen verharrte ich vollkommen reglos in meiner Ecke. Der Schein der Leselampe fiel voll auf mein Gesicht; als ich es merkte, löschte ich sie aus.

„Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie die Lampe wieder anzündeten,“ bemerkte der Fremde gleich darauf. „Thun Sie es sofort — es ist keine Zeit zu verlieren.“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr,“ entgegnete ich, bemüht, einen möglichst kühlen, hochmütigen Ton anzuschlagen, den das Beben meiner Stimme indes lägen strafe.

(Schluß folgt.)

Weihnachts-Geschenke. Von einer Hausfrau geht uns folgendes Schreiben mit der Bitte um Abdruck zu: In vier Wochen ist Weihnachten, und das heimlich ersparte Geld soll zu Ruh und Frommen des verehrlichen Herrn Gemahls und der lieben Kinderchar an den Mann gebracht werden. Die innersten Herzenswünsche, soweit sie auf Schloß und Zigarren, auf Spielzeug und Süßigkeiten sich beziehen, werden mit einem außerordentlichen Aufwand von diplomatischem Scharfsinn zu ersparen gesucht, und mit der Schlaueit eines Indianers horcht man auf die leiseste Andeutung irgend einer Idee, deren Ausführung dem oder jenem besonders erfreulich wäre. Aber gerade dieses für jedes Gemüt so anziehende Gräbeln und Spüren zu anderer Freude bringt im praktischen Leben eine Gefahr mit sich: man sucht und denkt so lange, bis das Fest vor der Thür steht, bis zur Ausführung der geplanten „That“ nur noch eine ganz kurze Zeit bleibt, man stürzt nervös von einem Geschäft in das andere — um überall zu hören, daß gerade das, was man sucht, vor ein paar Tagen bereits vergriffen ist. Kauft also zeitig ein, verehrte Mißschwester im Haushalt, ob es sich um Kleiderstoffe oder sonst nützliche Sachen, um einen originellen Artikel oder um Spielsachen handelt. Wer lange wartet, erhält in den meisten Fällen nur eine Ware, die übrig geblieben ist, er veräußert beim Aussuchen den Anschluß, und Schenker wie Beschenkte haben von der Weihnachtstheude viel Aerger. Gerade jetzt ist noch die beste Zeit zum Einkauf, jetzt sind die Läden und Warenlager noch überfüllt, die Ware noch nicht ausgekauft, und man erweist sich und dem Kaufmann einen Gefallen, wenn man gleich thut, was man in wenigen Wochen doch thun muß. Also noch einmal: Geld in den Beutel und erwerben, was man erwerben mag. Dann kann man mit sicherer Festtheude den schönen Abend erwarten, an dem die Gaben unter dem kerzenstrahlenden Tannenbaum aufgebaut werden, uns und den Unsern zur Freude.

Berlin, 28. Nov. Ein Berichterstatter der „Kreuzzeitung“ weiß folgendes zu erzählen: In einem Wirtshaus zu Rixdorf hat der Wirt einen großen gelben Hund in der Bedienung der Gäste derartig ausgebildet, daß er (der Wirt) selbst ruhig hinter dem Ladentisch bleiben kann und nur die bestellten Waren den Gästen zu überreichen braucht. Auf den Pfiff eines Gastes erscheint der Hund sofort mit einem Theebrett in der Schnauze, um auf einem Zettel die Bestellung entgegen zu nehmen und sie seinem Herrn zu übermitteln. Später nimmt er auch die Bezahlung entgegen, und weiß genau, wer ihm ein Geldstück zum Wechseln übergeben hat. Das Trinkgeld für die geleisteten Dienste fordert er nicht von den Gästen, sondern vom Wirt, der ihm die Gänge ab und zu mit einem Stück Würstchen entschädigt.

Einen milden Winter prophezeit, im Gegensatz zu Falb und Habenicht, der englische Astronom Max Dowal, der aus dem Vorhandensein von zahlreichen Sonnenflecken einen solchen für West Europa herleitet. Falb





prophzeit: „Für die nächsten Tage sind bei verhältnismäßig hoher Temperatur leichte trockene Schneefälle zu erwarten, für das erste Drittel des Dezember ist in Mittel- und Süddeutschland strenge trockene Kälte wahrscheinlich.“

(Ueber den Mittagsschlaf kleiner Kinder.) Leider ist die Schlaflosigkeit, kleine Kinder, welche am Nachmittage schlafen sollen, angekleidet in ihre Betten zu legen, vielfach verbreitet. In den meisten Fällen liegt die Ursache an der Unquemlichkeit, das Kind aus- und anzuziehen. Wähle die Mutter, wie schädlich diese Gewohnheit ihrem Liebling ist, so würde sie das Ausziehen gewiß nicht unterlassen. Das Kind, welches in seinen Kleidern geschlafen hat, wacht vom Erwachen erschöpft und ermattet, auf-

Anstatt sich nach dem Schlafen erfrischt zu fühlen, ist es mühsam. Die mit nur gelockerten, nicht einmal gelösten Bänder und Knöpfe haben während des Schlafes die Unterleibs- und Brustorgane gepreßt, an ihrer freien Bewegung gehindert, das Atmen und die Verdauung erschwert. Deshalb ist es Pflicht der Mütter, die Kinder stets ihrer Kleider vor dem Zubettegehen zu entledigen, beziehungsweise dies denjenigen, welchen die Kinder anvertraut sind, anzubefehlen.

(Gegen Warzen und Hühneraugen) empfiehlt sich die Anwendung der Zitrone. Man lege auf dieselben kleine frische Zitronenschnitten und überbinde sie. Wiederholt man einige Zeit hindurch täglich dieses Verfahren so verschwinden allmählich diese lästigen Hautleiden, da die

Zitronensäure die Eigenschaft besitzt, verhärtete Haut weich und geschmeidig zu machen. Aus diesem Grunde ist auch ein Reinigen der Hände mit frischen Zitronenschnitten ein ganz ausgezeichnetes Mittel eine Verschönerung der Hände herbeizuführen.

(Ehrgeiz) Bankiers-Gattin: „Du Moritz, wir müssen unserer Elsa auch einen Flügel kaufen, wie es die Mäters gethan haben; wir dürfen uns von solchen Leuten nicht überflügeln lassen!“

Ankündigung des Rätsels in Nr. 185.  
Frei, Frei, Frei.

Die Staatsschulden der europäischen Staaten.

Für Unglückliche ist es bekanntlich ein Trost, Genossen des Leides zu haben. Nun, da kann man jedem, der sich bei der Schwierigkeit des gegenwärtigen Existenzkampfes etwa den Rücken nicht ganz frei von Schulden zu halten wagt, zu seinem Troste nur empfehlen, einen Blick auf das beistehende Diagramm aus Prof. Hiekmanns Universal-Taschen-Atlas zu werfen. Bei dem Anblick, der sich ihm dort bietet, wird ihm auch des Dichters Wort deutlich werden: „Der Uebel größtes aber ist die Schuld“. Hier ist dies in erster Linie die Staatsschuld Frankreichs, welche letzteres, obgleich erst das fünfbedürftigste Land Europas, doch den größten „Record“ im Schuldenmachen hat. Mit mehr als 25 Milliarden, mehr als doppelt so viel wie die Schulden des Deutschen Reiches mit all seinen Einzelstaaten ausmachen, steht es in der Kreide, d. h. es „kontrahierte“ auf das unerschuldige Haupt jedes seiner Staatsbürger, ob derselbe nun ein gebrechlicher Greis oder ein neugeborener Säugling, einen Pump von 670 M., der im Durchschnitt von jedem Unterthanen mit mehr als 25 M. zu verzinsen ist. Da wir nun aus einem früheren Diagramm ersehen haben, daß vom Jahresbudget Frankreichs auf den Einzelnen 71 M. entfallen, so ergibt sich, daß bei den Herren jenseits der Vogesen fast der dritte Teil der jährlichen Staatsausgaben für Schuldzinsen, sowie Tilgung und Verwaltung der Schuld daraufgeht. Glückliches Land, dessen Kredit trotz dieser ungeheuerlichen Zahlen noch bei weitem nicht erschöpft ist. Da ist Griechenland mit 688 Millionen Schulden, deren Verzinsung und Tilgung den einzelnen jährlich nur mit 8 M. belastet, weit übler daran, nicht minder Portugal mit über 3 Milliarden Schulden. Diesen beiden kleinen Staatsbankrotteuren pumpt so leicht keiner mehr und wollten sie eine neue Anleihe auflegen, so würden sie wohl eben so ausgelacht, als wenn dies die Türkei wagte, deren Schuld von etwa 2 1/2 Milliarden mit 3 1/2 M. Jahresverzinsung auf jeden Türkenhädel nicht einmal so gefährlich erscheint. Freilich, wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren; und mag Rußland dem „kranken Mann“ noch so oft zurufen, „Wensch, bezahle Deine Schulden“, so bleibt jenem unter den jetzigen Verhältnissen doch kaum etwas anderes übrig als das klägliche Geständnis: „Non possumus.“

Nächst Frankreich hat Rußland die meisten Schulden, wenn auch über 11 Milliarden weniger als Frankreich, dann folgen in absteigender

Linie Großbritannien und Italien, Deutschland, obgleich das zweitbedürftigste Land in Europa, steht erst in fünfter Linie und das ist sehr nett von ihm ebenso die Absicht Miquels, mit der Tilgung der Schulden, hier speziell der preussischen, energischer vorzugehen. Freilich giebt der Deute genug, die solch löbliches Beginnen mit Rosenrämpfen betrachten, denn ein Staatsschuldlichein dünkt ihnen eine sehr angenehme und sichere Sache. Sie möchten ihr Geld nicht gerne anders anlegen und lassen sich am Ende noch lieber eine Zinsherabsetzung gefallen als eine Schuldentilgung. Die Schulden des Deutschen Reiches als solches sind übrigens nicht beträchtlich und betragen nicht viel mehr als 2 Milliarden oder auf den Kopf 39 M. Rechnet man jedoch die Schulden der Einzelstaaten hinzu, so ergeben sich über 12 Milliarden, d. h. 232 M. pro Kopf, wofür jährlich 514 Millionen Mark aufzubringen sind oder 9 M. 80 J für den einzelnen, der insgesamt für das jährliche Budget 58 M. beizutragen hat. Man kann also kaum sagen, daß diese Verhältnisse sonderlich ungesund seien.

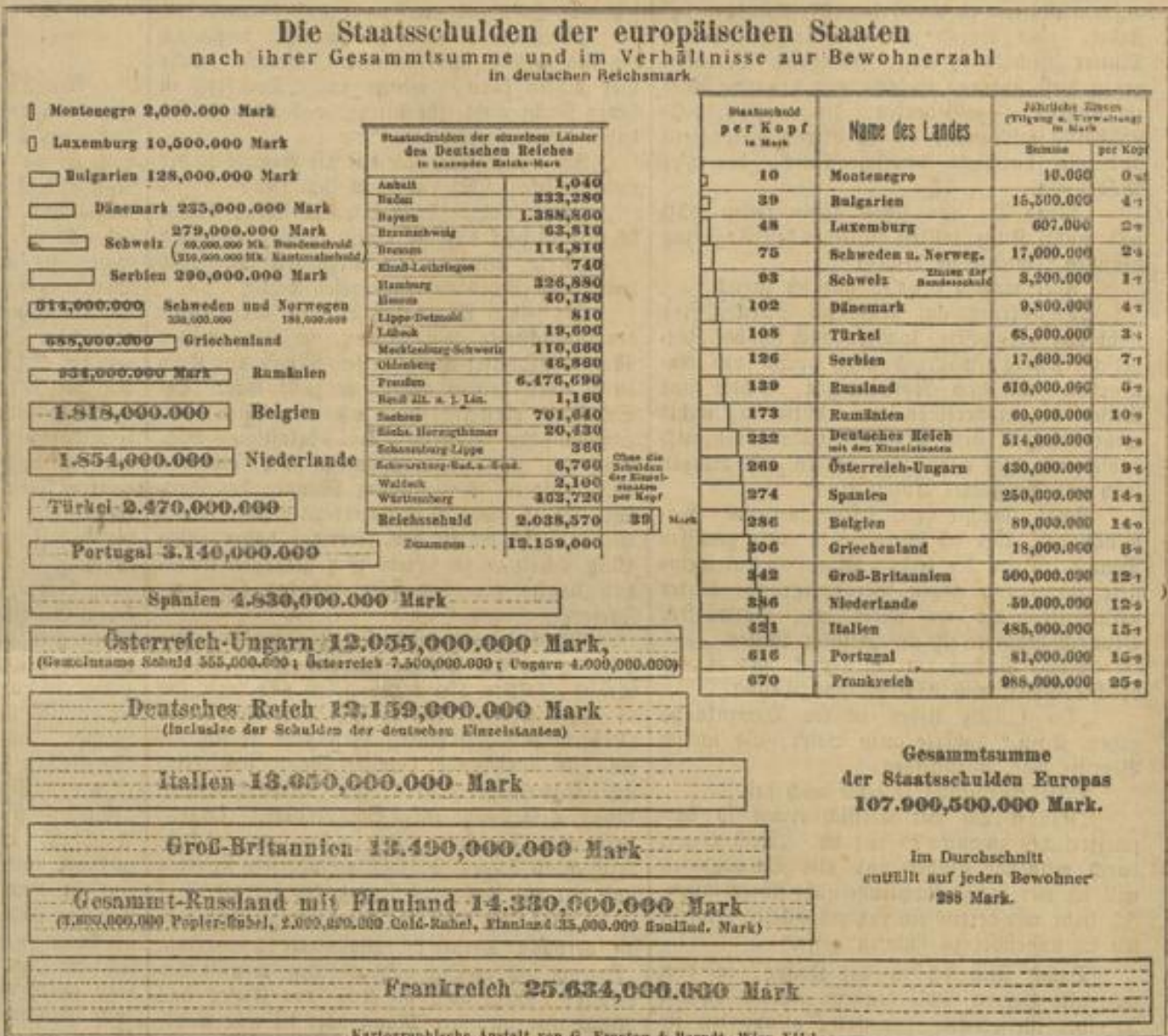
Aus dem Rärtchen über die Staatsschulden der einzelnen deutschen Länder ist zu ersehen, daß Preußen über die Hälfte der deutschen Ge-

samtsschuld auf sich geladen hat. Verhältnismäßig hoch steht die freie Hansestadt Hamburg im Debet. Es hat fast so viel Schulden als das mehr als 2 1/2mal so stark bevölkerte Baden. Es scheint nicht anständig zu sein, wenn man als Staat gar keine Schulden hat. Selbst Montenegro wollte in dieser Hinsicht in der Zivilisation nicht zurückbleiben. Es hat 2 Mill. Mark Schulden und brauchte nur einen einigermaßen reichen Wohlthäter zu beerben, so wäre es diesen Bettel los, der jeden seiner Staatsangehörigen mit einer Zinslast von 5 J drückt. Auffällig ist, daß die Tabelle die Gesamtverzinsung pro Jahr nur mit 10000 M. ansetzt. Fast sollte man annehmen, daß hier irrtümlich eine Null zu wenig angezeichnet steht, denn wer borgte dem armen Fürstentum für 1/2 %?

Die Gesamtschulden der europäischen Staaten belaufen sich auf etwa 108 Milliarden und dieses Bergnügen büßt der einzelne Sohn Europas mit einer Schuld von 288 M., an deren Verzinsung er sich volens volens beteiligen muß. Die übergroße Mehrzahl aber überläßt dies Geschäft in Wirklichkeit dem besser situierten Mitbruder. So schleppt der eine den andern mit durch, wie es dem Christen geziemt.

(Nachdruck verboten.)

Redaktion, Druck und Verlag von E. Neef in Reichenberg.



Kartographische Anstalt von G. Freytag & Berndt, Wien VIII.